

IN FREIHEIT

DER ANHALTER UND DAS RIESENRAD VON EUROPA

von Rashid Novaire (Übersetzung: Karin Ayche)

Freiheit ist freiwillige Gebundenheit - Khrishnamurti

Als meine Urgroßmutter von Hitler ein Ordensbändchen bekam, war sie die einzige Frau bei den Feierlichkeiten, die ein geblühtes Kleid trug. Zehn Söhne hatte sie geboren. Futter für den Krieg.

Auf dem gezackten kleinen Gruppenfoto in meiner Hand sehe ich, wie die gestärkten Gewänder der geehrten Mütter auf der Tribüne zusammen eine Fläche bilden, eine schwarze Fahne, in der das Blumenmuster auf dem Kleid meiner Urgroßmutter M. fast wirkt wie ein Hoffnungszeichen inmitten nahenden Unheils. M. ist eine polnisch-deutsche Frau, die gefeiert wird und dankbar zu dem Licht aufschaut, in das man sie rückt. Waren ihre Söhne damals schon bei der SS? Ich habe keine Ahnung.

Ich schaue mir das Bild an. Ich berühre ihr Lächeln mit der Fingerspitze, versuche zu fühlen, was in ihrem Kopf vorgeht. Sie hatte damals in der Nazizeit so gar keine Ahnung davon, was sie Europa hinterlassen würde. Ihre Nachkommen. Meine Familie: ein Sammelsurium der europäischen Einwanderungsgeschichte. Eine Mischung aus Polen, Deutschen, Afrikanern und Südamerikanern.

Kinder aus dem Schnittpunkt, an dem ein Mann und eine Frau die Freiheit suchten. Die Freiheit, einen Teil ihres religiösen und kulturellen Gepäcks im Herkunftsland zurückzulassen. Die große europäische Freiheit. Die Freiheit, zu suchen.

Der Kontrast zwischen der alten Welt auf dem Foto in meiner Hand und dem multikulturellen Kontinent, zu dem ich gehöre, erinnert mich an ‚Cowboy Harry‘, eine Kinderserie, die ich mir jeden Sonntagmorgen ansah.

Innen. Wohnung. Graue Vorstadt.

Ein alter Mann mit einem Strohhut sitzt mitten in einer Gruppe von Jungen und Mädchen mit leuchtenden Augen: schwarz mit langen Dreads, weiß mit Iro, braun mit Afro. Der Mann mit Strohhut sieht in die Kamera.

*Cowboy Harry: Das sind meine Enkel. Aber früher in der Prärie war alles ganz anders ...
Ein Augenzwinkern. Ein Fade-out. Eine neue Episode aus Cowboy Harrys
Jugendjahren.*

Für die meisten jungen Amsterdamer des 21. Jahrhunderts ist auch die Geschichte eine weite Prärie. Ein Gebiet, nach dem wir uns selten umsehen. Holländische Helden sind höchstens so alt wie die letzte Talkshow.

In den aufgeputzten Grand-Cafés, Coffeeshops und Lounge Bars unserer Stadt wird, neben Gesprächen über das Bisschen Liebe, die der Dating-Markt unseren einsamen Körpern zu bieten hat, auch schon mal über mangelnde Integration, elitäre Brüsseler Politik und Terrorismusgefahr gesprochen, aber selten geht das Gespräch mit historischen Argumenten einher.

Ich selbst, ein junger Autor ohne Universitätsstudium, stelle in meinem Spiel mit der Einbildungskraft immer wieder eine flüchtige Verbindung zur Geschichte her. Ob es um Zwist auf einem Schiff der Vereinigten Ostindienkompanie im 17. Jh. geht, eine erotische Erzählung auf Grönland, den Begriff der Seele im China des 11. Jh. v. Chr. oder einen transsexuellen Gesellen in den Malerateliers des 19. Jh. – ich lese etwas darüber, versuche die Atmosphäre mit meinem Erzählverlangen zu streifen, kann aber nicht behaupten, dass ich diese historischen Themen strukturell wirklich erfasse.

Die große europäische Freiheit ist für mich die Freiheit geworden, zu lügen, worüber ich will.

Ich glaube, dass die Ursache für diesen Übermut irgendwo in der Prärie zwischen mir und der polnisch-deutschen Großmutter mit ihrem angehefteten Ordensbändchen zu suchen ist. Das Produkt sowohl der Mystifizierung („wie interessant – und so weit weg“) als auch der Aneignung („es gehört zu mir“) verschiedener kultureller Aspekte meiner Familie gibt mir den Mut, unbekannte Taten und Sehnsüchte meiner kulturell unterschiedlichen Figuren darzustellen.

In der kurzen Erzählung ‚Augenstern‘ von Harry Mulisch steht ein junger Autor als Anhalter an einer Autobahn, irgendwo in Europa. Er wartet lange. Eine Frau in einem Kleinwagen rollt langsam auf ihn zu. Sie hält an. Sie öffnet die Tür. Sie nimmt den

jungen Autor mit. Sie fahren zusammen die Küste entlang. Unterwegs macht die Frau ihm ein Geschenk: Sie parken im Schatten eines Riesenrads. An der Küste ist es neblig. Die rostigen rotbraunen Gondeln schaukeln an ihnen vorbei, um stets wieder im Nichts zu verschwinden. Als der Autor in einer von ihnen Platz genommen hat und hochgehoben wird, sieht er, was ihm geschenkt wird – alle Figuren aus den Büchern und Erzählungen, die er noch schreiben wird, schweben mit ihm im Riesenrad.

Ich komme mir vor wie dieser junge Mann. Chinesische Freiheitskämpfer, Maler des 19. Jh., eine Urgroßmutter mit einem Ordensbändchen. Meine Figuren. Teil meines Riesenrads. Meine europäische Freiheit.

Aber steht die künstlerische Freiheit auch symbolisch für die gesellschaftliche Freiheit in Europa? Führt der unaufhaltsame Prozess der Vermischung von Kulturen zu einer Erneuerung der Gesellschaft?

Mit unserem Status als Hauptstadt der Toleranz geht es inzwischen bergab, nicht zuletzt aufgrund der Stimmen aus benachbarten EU-Staaten, die gelassen erklären, Toleranz erfordere einen klaren, durchdachten Standpunkt, neben dem man dann den anderen tolerieren könne, und nicht etwa eine Art Gleichgültigkeit, die mangels eigener Weltanschauung auch die eines anderen nicht achte. Aber selbst wenn Gleichgültigkeit oft mit Flüchtigkeit verbunden ist, geht sie deshalb immer gleich mit Oberflächlichkeit einher?

Ich versuche, anhand von drei Beispielen aus meiner eigenen fragmentierten Familiengeschichte diesen Fragen nachzugehen.

1.

1913. Bottrop. Ruhrgebiet. Deutschland. Meine Oma versinkt im nassen Salat. Sie wird von ihren vielen Brüdern gepackt, gepiesackt, untergetaucht. Ihre Schwestern klöppeln Spitze. Der erste Weltkrieg ist im Anmarsch.

So wie viele Kinder in den großen europäischen Vorstädten wächst meine Oma zweisprachig auf. Sie spricht das Polnisch ihrer Eltern und das Deutsch ihrer Umgebung. Sie werden doppelt diskriminiert, denn sie sind Bergmannskinder und

Polen. Ich sehe dunkelhaarige Jungen, die sich in den Bäumen verstecken, um auf sie herunterzupinkeln, sie *Dreck* schimpfen.

Zu Hause gab es als Antwort darauf eine klare Regel: Ab jetzt sprechen wir Deutsch. Ein paar polnische Wörter, um zu fluchen oder sie dem Geliebten zuzuflüstern, aber im Übrigen galt: Wir sind noch deutscher als die Deutschen.

Das hat meine Oma, das kleine Mädchen aus dem Grenzgebiet, immer verfolgt. Auch sie zog weg. Sie emigrierte in die Niederlande. Im Zweiten Weltkrieg beobachtete sie als junge Frau vom Fenster ihrer schmalen Amsterdamer Wohnung aus still die Tiefflieger, die unterwegs waren, um ihre Familie zu bombardieren, und obwohl sie uneingeschränkt hinter dem kleinen Land stand, in das sie als deutsches Dienstmädchen geflüchtet war, spürte sie einen Schmerz, für den es keinen Trost gab, denn in ihrem Herzen gehörte sie zu Deutschland, mit all seinen Irrwegen und seiner finsternen Aggression.

Sogar als sie nachts durch die Flure eines niederländischen Altenheims irrte und – in den Worten eines Dichters – ‚eine Frau wurde mit einer Geschichte, aus der die Worte verschwunden sind‘, blieb die Sehnsucht, *deutsch* und *vornehm* zu sein, ihr treu.

Deutsch und *vornehm*. In niederländischen Debatten hat sie Deutschland stets verteidigt, und obwohl sie gegenüber ihrer Familie in Bottrop deutlich für die Holländer eintrat, kam sie doch nie auf den Gedanken, dass sie selbst in ihrem Blut mehr repräsentierte als die deutsche Kultur.

2.

1967. Rabat. Marokko. Mein Vater sieht in den Spiegel der Theaterschule. Der Enthusiasmus in seinem Gesicht stirbt im ewigen Theater.

Träume von Europa wandern in der Sternennacht umher. Warme Körper schmelzen im schützenden Klang der letzten Koranstunden.

Sein Vater und seine Mutter geben ihn gleich nach der Geburt weg, an eine kinderlose Familie. In einem Vorort von Rabat wächst er geliebt und behütet bei diesen älteren Leuten auf, die ihn versorgen, nach Mekka schicken und, als er wieder in Marokko ist, auf die Theaterschule gehen lassen.

‚Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück‘, sagt Goethe, und als mein Vater für eine Produktion nach Tunesien reist, beginnt er, durch ein kleines Loch im Vorhang des Alltags zu spähen. Dahinter: der Traum von der großen europäischen Freiheit. Seine Sicherheit lag jedoch in Marokko. Er gehörte von Haus aus zu der Gruppe privilegierter Menschen, die jederzeit beim König eine Arbeit bekommen konnten. Warum also weggehen?

Weil jeder weg wollte. Um den Gebetsteppich verstauben zu lassen. Das Bierchen auf der Theke abzusetzen, ohne sich zweimal nervös umzusehen. Um selbst die Wahrheit lügen zu können, als der Schauspieler, der er in niederländischen Ensembles werden würde.

Sein europäischer Traum war es nicht, in einem neuen Milieu aufzugehen, sondern vollständig darin unterzutauchen. Ein Tauchbad von zwanzig Jahren. Zwei Jahre am Fließband in einer Fabrik und eine einzige Reise in das schillernde Amsterdam. Da war er der Pantomime. Der Mann mit dem weiß geschminkten Gesicht. Da spielte er Schiller in der *Amsterdamse Schouwburg*, umarmte die ganze Welt auf dem *Leidseplein* und liebte tausend Frauen und ebenso viele Männer. Bisexualität. Eine Gewohnheit, die er als kulturelles Gepäck in seinem Koffer mitbrachte und fröhlich innerhalb seines niederländischen Repertoires installierte.

So sehr das aktive Leben vieler Gastarbeiter in Europa gesetzlich auch eingeschränkt wurde, es gab nichts, was der Freiheit meines Vaters hätte Einhalt gebieten können. Gut, er traf meine niederländische Mutter und bekam mich, einen Sohn. Gut, er wurde von der Frau verlassen und mit den Normen und Werten rund um die westliche Vaterschaft konfrontiert. Man gab ihm zu verstehen, dass er in Verzug sei. Finanziell. Und in Bezug auf sein Einfühlungsvermögen in einen schluchzenden Siebenjährigen. Er bekam von meiner Mutter eine Kachel: ‚Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr.‘ Er nahm einen kleinen Nagel und hängte sie an eine kahle Wand. Nicht als Entgegnung. Er hatte nichts zu entgegnen. Anstelle des Wortes Vater hätten sie seinetwegen auch ‚Europäer‘ schreiben können.

Und so, wie es in seinem Vaterland immer noch das Fangnetz der Familie gab – auch wenn es sich nur um einen Platz auf der Bank handelte, von dem aus man sehen konnte, wie das Fernsehen die Stunden fraß – fing er jetzt düstere Vorhaltungen von seiner Ex-Frau und seinem Sohn auf, über säumige Vaterschaft.

Was wollten sie von ihm? Wie konnte man jemandem etwas vorwerfen, der die Spielregeln nicht kennt?

Zum Glück war er mit seiner geborgten europäischen Identität nicht eins geworden. Er konnte aus dem Tauchbad aufstehen, sich abtrocknen und auf die Kuppler hören, die manchmal in rückständigen Amsterdamer Vierteln auftauchen, um eine jungfräuliche Braut aus Marokko an einen älteren Mann zu verschachern.

Im Sommer 1994 rief mein Vater mich aus einer Telefonzelle in Marokko an und erzählte mir, dass er sehr beschäftigt sei. ‚Es gibt viel zu tun‘, sagte er. ‚Viel zu tun? Wobei?‘ fragte ich. Ich konnte ihn schlecht verstehen. Ich hielt den Hörer etwas von mir weg. ‚Eine Hochzeit‘, antwortete er. ‚Wer heiratet?‘ fragte ich. ‚Dein Vater‘, sagte er.

3.

Paramaribo. 1965. Das Boot verlässt tropische Küsten. Ah, ich sehe die winkende Menge. Ich sehe die Musik der Aussichten. Ich werde wachen, an der Kreuzung der Kontinente.

Meine Mutter mochte Männer mit dunkler Hautfarbe. Vor mir bekam sie eine Tochter von einem surinamischen Mann. Einem der ersten Surinamer in den Niederlanden der sechziger Jahre. Pioniere scheren sich nicht um Einwanderungsströme. Er hatte seine Freiheit schon in den Vereinigten Staaten erkämpft. Sein Leben in Europa erschien mir immer wie eine Ode an eine Freiheit, die in Leidenschaft verankert ist. So wie ‚echte Leidenschaft niemals unverbindlich ist‘, eroberte er sich einen Platz als Held im kollektiven Gedächtnis der Stadt. Er trug ein weißes Gewand und einen Spazierstock. Er schrieb ein Buch, ‚Das Unsertum‘, das für immer in der Schublade bleiben wird. Er orakelte in Nachtcafés. Er schenkte fünf verschiedenen Frauen acht Kinder. Sieben davon leben in Europa, eines starb dort. Aus Mangel an Bürgersinn wurde Freiheit für ihn eine Art Leben am Rand. Ungebunden. Mittellos. Ich habe ihn niemals kennen gelernt. Der Vater meiner Schwester nahm das Boot zurück nach Surinam.

In einem aufgeputzten Grand-Café sprach ich kürzlich mit Freunden über eine Fernsehsendung, in der drei Generationen Türken erzählten, was sie mit den Niederlanden verbindet. Der jüngste Sohn fühlte sich am stärksten aus der niederländischen Gesellschaft ausgeschlossen. Er lehnte sich vor der Kamera auf der

blauen Lederbank zurück und erzählte mit niedergeschlagenen Augen, dass er am liebsten in der Türkei wohnen möchte. Einem Ort, an dem sie ihn verstehen würden. Meine Freunde im Café schüttelten den Kopf. ‚Also ich glaube, er wird sich dort auch ausgeschlossen fühlen‘, sagte ich mit dem selbstgefälligen Lächeln von jemandem, der Mitleid mit Schadenfreude verbindet.

‚Natürlich‘, sagten die anderen. ‚Es ist wirklich schade, dass er so denkt.‘

Und doch, denke ich am Abend, umgeben von meinen eigenen Familienfotos, muss er in die Türkei fahren. Ich hoffe, er lässt uns eines Tages wissen, wie viel er dort gewonnen oder verloren hat. Hoffentlich lerne ich ihn einmal kennen, diesen Tramper. Ich brauche seine Kenntnisse.

Denn wer nicht trampt, wird nie zu seinem Riesenrad mitgenommen, um Figuren in rostigen rotbraunen Gondeln zu sehen. Personal, das dein Leben formen wird.

Menschen, mit denen du in freiwilliger Gebundenheit die Wahrheit lügen kannst – in Freiheit.

(2006)